

Augusta Dachs  
REZENSION zu:

Wimmer, Franz M.: „Globalität und Philosophie“ – Studien zur Interkulturalität,  
Wien, Turia+Kant, 2003. 144 S. ISBN 3-85132-176-6

„Halte keine philosophische These für gut begründet, an deren Zustandekommen nur Menschen einer einzigen kulturellen Tradition beteiligt waren.“(39)

Von diesem Leitsatz ausgehend versucht der Wiener Philosoph Franz Martin Wimmer in seinem Buch „Globalität und Philosophie“ anhand von sieben Essays die Rolle der Philosophie am Beginn der Entstehung einer möglichen „globalen Kultur“ zu untersuchen. Die zentrale Frage, die sich für den Autor dabei stellt, ist jene, wodurch die Philosophie dazu beitragen kann, in dieser heranbrechenden Menschheitskultur auf gemeinsame Problemstellungen Antworten zu finden oder Anstöße zu liefern.

Dies wiederum bedeutet aber auch, dass es eine bestimmte Kultur der Begegnung und des philosophischen Gesprächs geben muss, um gemeinsame Themenstellungen in einem respektvollen Rahmen zu bearbeiten: Wimmer betont, dass keine philosophische Kulturtradition als „Metakultur“ (15) die alleinige Definitionsmacht innehat, da keine einzelne Denktradition das Vermögen hätte, allgemeingültige Thesen zu formulieren. Gleichzeitig aber ist der Autor der Ansicht, dass philosophische Argumentation nicht in völlig kultur-unabhängiger Weise geschehen kann. In diesem Sinn betont er, dass weder die eigene Tradition und Kultur im Denken abgeschüttelt werden könnten, noch die alleinige Berufung auf die eigene bekannte Denktradition zielführend sei, um der Aufgabe der Philosophie nachzukommen, in grundlegenden Fragen über Grundstruktur und Erkennbarkeit der Welt, sowie über Normen und Werte zu verbindlichen Einsichten zu gelangen.

Dieses konsequente Bemühen um Integration der einzelnen Perspektiven in ein Ganzes findet bei Wimmer seinen Angelpunkt im Konzept des sogenannten „Polylog“, den er anhand von anschaulichen Diagrammen darstellt, und dessen Notwendigkeit in seinem Buch an konkreten Beispielen deutlich wird, wie etwa der Kulturabhängigkeit von Rechtsnormen: ein und dieselbe Handlung kann aus den Blickwinkeln verschiedener Weltsichten gänzlich unterschiedliche Beurteilungen erfahren, ebenso wie unterschiedliche Sprachen und Formen wiederum gleiche Inhalte ausdrücken können. Heutige Gesellschaftssysteme sind ganz besonders von einem Zusammenleben von Menschen unterschiedlicher kultureller Traditionen geprägt. Um nun einer echten Verständigung über gemeinsamen Lebensproblemen wie diese zu erarbeiten, könnten über eine polylogische Begegnungskultur, die eine gegenseitige Beeinflussung unter Voraussetzung der erkenntnistheoretischen Gleichrangigkeit anstrebe, gemeinsame Kategorien und Begriffe gefunden werden.

In einem weiteren Essay kristallisiert der Autor heraus, was die interkulturelle Philosophie zur argumentativen Entwicklung der Menschenrechte beitragen könne. Dabei erfolgt nicht lediglich eine Komparation der Menschenrechtsentwürfe in verschiedenen Kulturkreisen, sondern Wimmer legt den Schwerpunkt auf die Untersuchung der „mehrfach dillemmatischen Situation“(41), die sich unmittelbar in der aktuellen Problematik der mißbräuchlichen Anwendung der Menschenrechte als machtpolitisches Druckmittel äußere – ein fortwährend aktuelles Thema also. Dass Menschenrechte auch immer wieder ideologische Prägungen und Auslassungen erfahren, zeigt Wimmer dem/der LeserIn anhand der Diskussion um das Menschenrecht auf Arbeit auf, das anthropologisch lange Zeit der marxistischen Philosophie und damit einem sozialistischen Dogma zugeordnet, und daher in kapitalistisch orientierten Menschenrechtsdiskursen meist mißtrauisch beäugt wurde. Der Autor weist anhand dieses Beispiels darauf hin, dass die Entwicklung von Argumentationen im Menschenrechtsdiskurs -wenn sie eine transkulturell gültige Veränderung von Denk- und Handlungsmustern ermöglichen soll - von jeglicher ideologisch übergeordneter Entscheidungsinstanz absehen müsse.

Von derselben Problematik seien auch interreligiöse Diskurse erfasst- Wimmer widmet sich dem in einem weiteren Kapitel: ein Anerkenntnis anderer religiöser Massstäbe sei zwar vorhanden, die eigenen identitätsstiftenden Anschauungen über das Göttliche der daraus folgenden Sicht auf den Menschen jedoch dürften in der Begegnung zwischen den Religionen letztlich niemals verlassen werden, um den eigenen Wahrheits- und damit Legitimationsanspruch nicht zu gefährden.

Der Weg den der Autor vorschlägt, um diesem Dilemma zu entgehen, stützt sich auf die Grundvorstellung der „zetetischen Argumentation“(41), die eine Veränderung von Handlungsweisen und Ansichten eines/r DiskurspartnerIn einzig aufgrund seines/ihrer „Überzeugtseins“ (46) anstrebe. Dies bedeutet, dass im Unterschied zu „Überredung“ oder „Verführung“ der/die Argumentierende als auch der/die Angesprochene selbst das Argument für wahr oder gültig halten müsse. Verhaltensänderung könne also nur dann erzielt werden, wenn sie auf eigener Einsicht beruhe, und über ledigliches Verständnis hinausgehe.

Für Wimmer müssten idealtypisch in einem Diskurs jederzeit alle Beteiligten die Möglichkeit haben, andere von ihren Argumenten in diesem Sinne zu „überzeugen“ oder aber „überzeugt“ zu werden.

Da an dieser Stelle die Problematik von subtiler und direkter Machtausübung und Manipulation zwar angeschnitten, die Aufgaben, die sich der Philosophie dadurch stellen könnten aber durch ein Ideal des „Überzeugens“ überlagert werden, läuft diese These Wimmers Gefahr, tatsächlich „Fiktion eines gewaltfreien, entkolonialisierten Diskurses zu bleiben“(55). Darüber hinaus sieht der Autor keine klare Instanz, die darüber entscheidet, ob der/die Angesprochene über den Inhalt der Argumentation einsichtig geworden sei. Dass die Entscheidung darüber nicht beim Betroffenen selbst liegt, lässt etwas Unbehagen aufkeimen, und erscheint widersprüchlich zum Ausgangspunkt der „epistemischen Gleichrangigkeit“(16).

Nach Ansicht des Autors können religiöse Argumente nur im Rahmen von „Überredungs- oder Verführungsverfahren“(89) vermittelt werden, da ihre Dogmen und Offenbarungen keiner „intersubjektiven Prüfung“(89) unterliegen können. Dies unterscheidet die

Theologie –trotz einiger wichtiger Überschneidungen und Beeinflussungen in grundlegenden Fragestellungen – von der Philosophie, die den Anspruch erhebt, ihre Aussagen einsichtig zu machen, d.h. in der Terminologie Wimmers: zu überzeugen. Für ihn folgt daraus, daß nur aus interreligiösen Gesprächen keine Polyloge erwachsen können. Wo die Religion nun notwendigerweise die Vielfältigkeit im Denken tatsächlich vermeiden muss, ist jene für die Philosophie sogar wünschenswert und unabkömmlich: denn die Frage nach der Begründung und bei Wimmer bemerkenswerterweise auch der Überwindung unterschiedlicher Auffassungen in den jeweiligen Traditionen könne nicht innerhalb eines einzigen kulturellen und begrifflichen Rahmens geschehen.

Dies heisst aber nicht, dass die Philosophie dies auch immer für sich tatsächlich erkennt: Aus Wimmers kritischen Quellenanalysen über die Betrachtungsweise Lateinamerikas durch die Brille von Philosophen wie Leibnitz, Herder, Hegel oder Kant wird in aufrüttelndem Maße deutlich, dass Stereotype von Barbarei, Exotismus oder Heidentum auch vor kritischem Vernunftgebrauch nicht Halt machen. Der Autor weigert sich, diese Tatsachen aus einer rein historischen Dimension erklären zu wollen, womit er auch darauf aufmerksam macht, dass etwa – wie er an anderer Stelle erläutert – das heutige Stereotyp vom Heidentum aussereuropäischer Kulturen in abgewandelter Form als Vorwurf der Unwissenschaftlichkeit aussereuropäischer Wissensproduktion noch immer den philosophischen Diskurs präge. Die Philosophie kann sich also hier nicht nur auf ihre gesellschaftliche Einbettung berufen.

Wie nun allerdings Menschen, hier konkret PhilosophInnen, auf das ihnen noch Fremde reagieren und reagierten, kann unterschiedlichste Formen annehmen. Dies macht Wimmer in einem weiteren Essay bewusst: Die Momente, in denen selbstverständliches Verhalten, Denken, Werten, Handeln und Fühlen einem Individuum, einem Kollektiv, einer Denktradition abhanden kommt, oder etwas ganz Anderes selbstverständlich werden soll, nennt der Autor „Brüche“. Jene könnten etwa als Bedrohung und Verlust empfunden werden, was sich in einer Fixierung auf eine einzige traditionelle Denktradition äussern könne. Der Gegenpol dazu zeige sich in der vollkommenen Leugnung jeglicher Tradition. Wird hingegen die Gegenwart als ständiger Übergang, permanenter Bruch betrachtet, so bleibe das Neue ebenso fremd, wie das Alte fremd geworden sei (vgl.101), was sich im philosophischen Denken als Relativismus äußere: man/frau weiss um die Begrenztheit, aber um kein Ziel. Die Form der geistigen Orientierung, die Wimmer am vielversprechendsten erscheint, um mit solchen krisenhaften Zuständen umzugehen, ist eine pluripolare: das sich Brüche wiederholen, würde nicht als Bedrohung empfunden, sondern als Gelegenheiten, in denen der Mensch, und sein Denken ausziehe, um in der „Fremde“ Neues zu erlernen, um damit in der Folge, bereichert und bedacht, wieder zum Ausgangspunkt zurückzukehren – der kulturelle Bruch wird damit gänzlich positiv besetzt. Dazu aber solle dieser Denk-„Tour-ist“ (102) jedoch weder borniert aufbrechen, noch ohne jeglichen Massstab eigener Meinung und kulturellen Erfahrung. Daraus folgt für Wimmer aber auch ein wesentlicher Punkt, nämlich, dass ein Kultur- und Philosophiebegriff für die Begegnung mit dem Anderen notwendigerweise definiert werden müsse – eine echte, kritisch zu beleuchtende Gratwanderung, da dieser ja notwendigerweise okzidentale Prägung hätte.

Wimmers Buch besticht u.a. durch die vielfältigen, spannenden Quellen, die zur Erweiterung und Darstellung der Thesen benutzt werden. Neben historischen, philosophischen und literarischen Texten unterschiedlicher kultureller Prägung zieht er dabei auch Mythologien heran und macht darüber hinaus neugierig auf Werke gemeinhin wenig bekannter Denktraditionen. Wimmer verliert sich nicht im Dualismus zwischen universalistischen Ansprüchen und Partikularem, sondern versucht klar zu machen, dass das Ganze nur über seine Teile verständlich werden kann, und der Anspruch nach Allgemeinen Aussagen, d.h. hier vor allem dem Zusammenleben der Menschen nützlichen Aussagen, deshalb nicht aufgegeben werden sollte.

Seine Herantastung an eine Identität der Philosophie unter globalen Vorzeichen ist dabei auch für die Reflexion anderer Disziplinen interessant, die sich im Sinne einer Positionierung sehr ähnliche Fragen nach ihrer Identität und Ausrichtung im Sinne einer „Globalität“ stellen müssen.

Das Buch selbst ist übersichtlich gegliedert, zum Teil vermisst der/die LeserIn aber das konsequente Zusammenspiel der einzelnen Teile, was jedoch auf seinen Charakter einer Essaysammlung - hervorgegangen aus unterschiedlichsten Arbeiten und Vorträgen – zurückzuführen sein könnte. Dabei vermitteln die Texte vor allem den Eindruck, Diskussionsanstöße sein zu wollen - keine abgeschlossene Einheit, vielmehr Entwürfe, die zur Disposition stehen.